

Prof. Dr. Manfred Overesch

**Die Kirchen Hildesheims
Botschafter des Himmels und der Stadt**

Ich bin Westfale. Frühe Jahre meines Lebens verbrachte ich in Münster. Wir sagten damals von der Stadt: „In Münster regnet es oder es läuten die Glocken; wenn beides zusammenkommt, ist Sonntag.“ Der Spruch ist nicht sonderlich originell, aber er verweist auf konkrete Erfahrungen des alltäglichen Lebens. Münster hatte damals 36 Kirchen, irgendwo und irgendwann läuteten immer Glocken.

Als ich vor 25 Jahren mit meiner Familie nach Hildesheim kam, schien es uns hier nicht unvergleichlich zu sein. Wir erwarben ein Haus auf dem Godehardikamp und gehen deswegen noch heute gern über den Panoramaweg spazieren. Es ist immer ein besonderes Aufmerken, wenn man von dort die Cantabona des Domes hört, ihr sonorer Klang schwebt so schön in die norddeutsche Tiefebene hinein. Ganz anders läuten die neuen Glocken der Michaelis-Kirche. Der damalige Glocken- und Orgelrevisor Wilhelm Drömann musste die Entscheidung für kleinere Glocken treffen, da nur diese in den vier Treppentürmen – nicht in den zwei Vierungstürmen – hängen konnten. Er wählte eine alte Kirchentonalart aus, die mixolydische von g' bis g'', so dass zu den großen Feiertagen mit diesen Glocken passende Kirchenlieder, z. B. „Christ ist erstanden“ oder „Gelobet seist Du, Jesu Christ“, geläutet werden konnten. Gegossen wurden einige übrigens von der Firma Schilling, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem thüringischen Apolda über Hildesheim nach Heidelberg umzog. Friedrich Schiller hatte, vom nahen Weimar nach Apolda reisend, bei dieser Firma einen Glockenguss beobachtet, um die richtigen Impressionen im „Lied von der Glocke“ aufnehmen zu können.

Für die Glocken dieser Andreas-Kirche können wir auch Besonderheiten anmerken. Drei von ihnen kommen aus dem ehemaligen deutschen Osten: eine aus der Danziger Marienkirche, der größten hansischen Ostsee-Kathedrale, eine aus dem westpreußischen Mühlhausen und die dritte aus dem ostpreußischen Rastenburg. Sie läutete bis in den Zweiten Weltkrieg hinein über den Rastenburger Stadtwald; in jenem Gelände war Hitlers Hauptquartier, die „Wolfsschanze“, gebaut. Ob der Urheber dieses Krieges und 50-millionenfache Mörder sie gehört hat, weiß ich nicht; auf sie gehört hat er sicher nicht.

Und damit sind wir bei der Funktion der Glocken. Sie schlagen die Stunden, den Rhythmus des Tages, auch des Lebens; sie rufen zu Besinnung und ganz besonders zu Gottesdiensten in eigens dafür gebauten architektonischen Räumen, den Kirchen, den Häusern Gottes, wie wir zu sagen pflegen. An diesen Gehäusen des Glaubens und der Glaubenspraxis kann man die gedachte, gewünschte, ja auch verlangte Glaubensgröße ablesen. Kirchen sind in aller Regel himmelragende Steinbauten, gebaut in der jeweiligen architektonischen Moderne, Repräsentationsbauten einer jeden Stilepoche. Gebaut für die

Botschaft und den Glauben, überragten sie früher immer die regellose Ansammlung von umgebenden Lehmhütten und Holzbaracken mit ihrem wuselnden,

schreienden, auch geruchsintensiven menschlich-tierischen Leben.

Versicherungsgebäude des Lebens, der Seele, der Hoffnung, des Glaubens, aber auch der Macht. Denn Kirchen sind beides: religiöse Kultgebäude und politische Funktionsgebäude.

Diese spannungsreiche Doppelbedeutung gewannen sie von allem Anfang an. Der Gott Israels war ein wandernder Gott, der mit dem Volk aus Ägypten durch die Wüste zog. Sein Wort, die Zehn Gebote, wurden in einer Lade mitgetragen und jeweils in einem Zelt aus Teppichen abgelegt. In Jerusalem angekommen, baute König David für sich eine Burg; für Gott wollte er einen Tempel bauen, aber der Prophet Nathan redete ihm das nach einem Traum aus. Erst sein Sohn, Salomon, sollte dies tun (2. Samuel 7, 1-13). Dieser tat das dann, war sich aber der Unangemessenheit bewusst: „Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können Dich nicht fassen; wie sollte es denn dies Haus tun, das ich gebaut habe?“ (1. Könige 8, 27). Und noch der sog. dritte Jesaja (66, 1) wird diesen tempel-kritischen Bezug wiederholen: „Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fußbank; was ist's denn für ein Haus, das ihr mir bauen wollt ...?“ So dachten Propheten um 500 v. Chr.

Der Tempel ist allenfalls ein irdischer Schemel, kein Ausdruck göttlicher Größe. Sind da Kirchen Botschafter des Himmels? Sind sie nicht eher Botschafter für den Himmel? Auf jeden Fall sind sie Botschafter der politischen Macht.

Diesen Zweispalt, den das AT begründete, löste der römische Kaiser Constantin auf. Er machte ab 312 das Christentum zu einer Staatsreligion und gab ihm – wie anderen religiösen Bekenntnissen zuvor auch – ein Gebäude als Symbol, als Stätte Gottes und des Staates. Von diesem Augenblick an waren Kirchen in ihrer Funktionsbeschreibung eindeutig zweideutig: Botschafter des Himmels und des Staates bzw. der Stadt.

Die Franken, Sieger der germanischen Völkerwanderungen vom vierten bis sechsten Jahrhundert, nutzten als erste mitteleuropäische Macht das Christentum als Identitätsfaktor, nannten sich das neue auserwählte Volk Gottes und repräsentierten den Gott der Christen und sich selbst in monumentalen Kirchenbauten. Karl d. Gr. stellte seinen Thron in die Aachener Basilika, jede Patronatskirche zeigt noch heute dasselbe Programm: Hier sind Gott und ich, der Patron, zu Hause.

Man darf vor der Wahrheit nicht zurückscheuen: Den Franken war der christliche Glaube von allem Anfang an eine willkommene, ja zielgerichtet und willensstark genutzte politische Hilfe, ein Vor- und Mitkämpfer für die Macht, ein Stabilisator der Herrschaft. Man bedenke: Kaum hatte Karl d. Gr. 6000 Sachsen bei Verden an der Aller aus Gründen der Mission, wie er sagte, und der politischen Macht, wie die Wirklichkeit sagt, ermorden lassen, baute er in Münster 804 und anschließend sein Sohn Ludwig 824 in Hildesheim jeweils ein Bistum auf und einen Dom dazu. Wie kann man dissonanter Zeichen

des Glaubens, der Hoffnung und Liebe – ich denke an Paulus – setzen? Nein, nein, die Dome, die Kirchen allgemein sind im Mittelalter architektonische Symbole politischer Macht und gewünschter himmlischer Präsenz, Stätten des Glaubens und in dieser Interpretation Funktionshilfen des Staates.

Die den Franken nachfolgenden Ottonen dachten genauso, das zeigt in Hildesheim die von ihnen gebaute Michaelis-Kirche, oder 200 Jahre später das Bürgertum der Stadt mit dieser Andreas-Kirche.

Ich begreife das Leben als eine Sandbank der Zeit und sehe in den Kirchen den von den Menschen zu allen Zeiten gesuchten und für viele Jahrhunderte gefundenen Orientierungspunkt des Lebens. Nur ist mir klar, dass dieser Fixpunkt von überirdischer und irdischer Bedeutung ist.

Ich sammle Gedanken für den Schluss. Am 8. Mai 1945 unterzeichnete ein aus der Nähe Hildesheims stammender geborener Bauernsohn in Berlin-Karlshorst die Kapitulationsurkunde der deutschen Wehrmacht. Die Rede ist von GFM Wilhelm Keitel. Am selben Tag schrieb der Hildesheimer Bischof Joseph Godehard Machens an den kommissarischen Oberbürgermeister der Stadt, Ernst Ehrlicher, diesen Brief:

Text in: Manfred Overesch, Hildesheim 1945-2000, 2006, S. 208

In Hildesheim ist die bauliche Renaissance der Kirchen ein wesentlicher und vor allen Dingen sehr früher Teil des allgemeinen Wiederaufbaus geworden. Das hat von vielen Bewohnern der Stadt noch gar nicht gesehene Konsequenzen. Der Architekt Walter Blaich zeichnete im März 1946 die Rekonstruktion der Michaelis-Kirche und ihres Klosters im bernwardinischen Stil. Dieser Vorgabe sowie dem Glücksfall einer ungewöhnlichen, auf phantastischen Wegen eingeleiteten Bekanntschaft des Michaelis-Pastors Kurt Degener mit dem jüdischen Kaufmann Bernhard Armour in New York ist die Tatsache zu verdanken, dass der Michaelis-Kirche (und in ihrer Konsequenz den beiden bernwardinischen Großbronzen sowie ihrem heutigen kirchlichen Gebäude, dem Dom) 1985 der Rang eines Weltkulturerbes zugesprochen wurde. Der Bischof von Hildesheim sowie die Entscheidungsträger der Jahre 1946/1947 und die Trümmerhaufen auf dem Michaelis-Hügel im Sommer 1947 dürfen sich ein hohes Verdienst dafür zusprechen, dass die alten Botschafter des Himmels und der Stadt wieder erstanden sind, als Orientierungspunkte im Stadtbild gesehen und als Versicherungsgebäude des Lebens angenommen werden.

Wir haben heute nicht mehr diese feste Zuversicht, diese Beziehung zu den Kirchen, der Staat ganz bestimmt nicht, die Individuen nur zum geringeren Teil. Sicher: Trendforscher sprechen von der Wiederkehr des Religiösen, der Papst ist populär, er schreibt Bestseller. Die Kirche bewirkt die größten Events, sie will bewiesen sehen, dass der Glaube wieder seinen Platz im Leben zurückgewonnen hat – und das in den weltanschaulich neutralen westlichen Demokratien. Jedoch ist zu fragen, ob die Renaissance der Religion nur ein Wellness-Programm ist, das in der pluralen Gesellschaft gerade einmal und hin und wieder, zum Beispiel am Heiligen Abend, wenn die Andreas-Kantorei hier „Es ist ein Ros' entsprungen“ singt, zum Wohlfühlen beiträgt. Die Religion ist ihrem Wesen nach das Absolute oder will dies

doch verbreiten. Der Glaube will nicht nur etwas Ästhetisches, die Sinne Belebendes, medial Vermitteltes sein. Die triumphalen Medieninszenierungen, zum Beispiel des letzten Papstes, könnten ein Missverständnis provozieren, auf jeden Fall gehören sie nicht zum Wesentlichen. „Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fußbank“ heißt es am Ende des Jesaja-Buches (66, 1), dort, wo noch einmal die Fragwürdigkeit eines Tempelbaus aufgeworfen wird.

Dennoch, dem Staat/der Stadt war die Kirche ein Schauobjekt seiner Macht und seiner Pflicht, den erlebnishungrigen Menschen ein dingfester Ort der Glaubensbefragung und -versicherung. Von den in ihren Mauern oft auch folkloristisch zelebrierten Riten geht ein Faszinosum aus – in der katholischen Kirche mehr als in der protestantischen –, dies auch, aber besonders eine konzentrierende Herausforderung. Die Kultur allgemein und die Religion als ihr wichtigster Bestandteil sind zunächst einmal ein Bodenbauprogramm. Die Kirche ist dafür eine architektonische Ausdrucksform (die Malerei, die Literatur, die Musik sind andere). Sie verdient unser Nachdenken, die wir doch trotz aller Gesetzeskraft der Natur und ihrer Wissenschaften auf einer Sandbank der Zeit nach der Orientierung suchen.